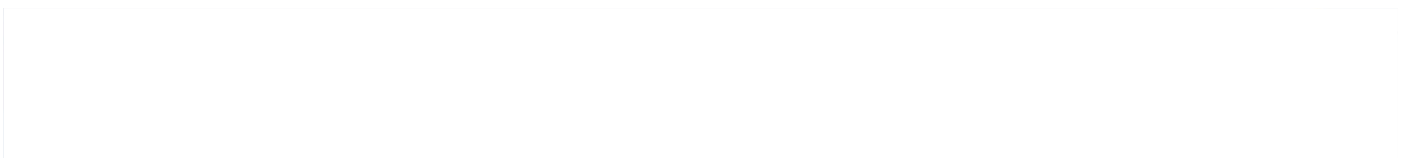




Abo Reportage aus einer Provinzstadt

Konservativ und verschlafen: Warum ich mein Heimatkaff trotzdem liebe

Wäre Schaffhausen ein Tinder-Date, würde unsere Autorin nach links wischen. Dennoch fährt sie mindestens einmal pro Woche zurück.





[Sascha Britsko](#) (Das Magazin)

Publiziert: 03.11.2023, 12:10

🔄 Aktualisiert: 04.11.2023, 12:41

los e chliini Stadt

B

Mit bürgerliche Wänd

Blos e chliini Stadt

Wo ein de ander känn

Das Lied «Blos e chliini Stadt» kennt in Schaffhausen jede und jeder. Es ist so, wie Schaffhausen sich selbst gerne sieht: herzlich, provinziell, etwas rassistisch, aber nicht böse gemeint. Dieter Wiesmann, von dem die inoffizielle Hymne stammt, besingt darin das Lebensgefühl einer Region, die zwar etwas abgeschieden an der Grenze zu Deutschland liegt, der es aber an nichts fehlt. Er heuchelt in seinem Lied eine bürgerliche Idylle vor, die es nicht gibt.

Ich frage mich, wie viel Dieter Wiesmann von dem, was er da sang, wirklich glaubte. Schliesslich war er schwul und wohnte zeitlebens in Zürich. Vermutlich konnte er in Schaffhausen nicht er selbst sein. Gleichzeitig führte er dort sein Leben lang eine Apotheke.

Auch ich wohne seit ein paar Jahren in Zürich. Ich bin in Schaffhausen aufgewachsen, bis ich mit fünfundzwanzig aus beruflichen Gründen, wie ich mir selbst sage, nach Zürich zog.

Wenn ich mich mit Bekannten oder Kollegen unterhalte, kommt irgendwann immer die Frage: «Aber du bist noch ziemlich oft in Schaffhausen, gell?» Etwas verschämt bejahe ich. Ich fahre mindestens einmal pro Woche nach Schaffhausen. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber ich komme gerne zurück in diese verschlafene kleine Stadt.

Für die meisten ist Schaffhausen ein Ort, den man nur besucht, wenn man einen Tagesausflug zum grössten Wasserfall Europas, dem Rheinfall, macht. Zürcher stempeln Schaffhausen als Provinz ab, schliesslich hat die Stadt nur 38'000 Einwohner.

Wenn sie hören, dass Schaffhausen mit dem Zug etwa so weit entfernt liegt wie ein Aussenquartier von Zürich (36 Minuten), machen sie grosse Augen. Dass etwas, was so weit weg klingt, so nah sein kann, ist für sie nur schwer vorstellbar.



Für die meisten ist Schaffhausen ein Ort, den man nur besucht, wenn man einen Ausflug zum Rheinflall macht.

Foto: Florian Spring

In Zürich fühlt es sich falsch an, Schaffhausen zu mögen. Wer hier cool und hip ist, mag keine konservativen Städtchen, hinter denen jeder jeden kennt und wo man sich nicht in gesellschaftlicher Anonymität verstecken kann.

Wenn ich dann also meinen Zürcher Kollegen noch verschämter offenbare, dass ich seit meinem Umzug nach Zürich ein Zimmer in Schaffhausen miete, sind mir die ungläubigen Blicke gewiss. «Wer tut so was?», war mal die Reaktion auf mein Geständnis. Ja, wer tut so was?, frage ich mich selbst.

Äs Städtli isch zwor

Für jungi Lüüt zchli

Si reised use id Welt

Doch wiit ewägg vo dem Fläcke am Rhii

Do gschpürets öppis wo fählt

Für mich ist die Zugfahrt hinaus «aufs Land» eine Erleichterung. Ich kenne jede Kurve auf dem Weg zurück, und jedes Funkloch erwarte ich mit Vorfreude.



fen, dort hatte Vetter seinen ersten Auftritt als Slam-Poet, es ist sozusagen der Ursprung seiner Karriere als Komödiant.

**«In Schaffhausen bin
ich wie so ein
geschiedener Vater, der
nur die coolen Dinge**

mit den Kindern erlebt und findet, er sei der beste Vater der Welt.»

Gabriel Vetter

Er sei heute das erste Mal in seinem Leben in der Rhybadi, sagt Vetter, während wir im Rhein treiben. Früher ging man nicht in die Rhybadi, das war eine Altfrauenbadi. Man ging in das städtische Hallenbad KSS, und deswegen hat Vetter noch heute Heimweh nach der KSS. Zu meiner Zeit war die KSS die Ausländerbadi. Ich war selbst eine dieser Ausländerinnen, die ins Hallenbad gingen, weil sie sich vor dem Rhein, den Fischen und dem Seegras ekelten.

«Ich nehme meine Kinder als Ausrede, um in die KSS zu gehen», erzählt Gabriel Vetter, nachdem wir uns einen schattigen Platz gesucht haben. Zurück in der Haamet verwöhnt er die Kinder mit dem Besten, was Schaffhausen zu bieten hat: KSS, Glace, McDonald's, Munot. «In Schaffhausen bin ich wie so ein geschiedener Vater, der nur die coolen Dinge mit den Kindern erlebt und findet, er sei der beste Vater der Welt.»

Ob er nie daran gedacht habe, zurück nach Schaffhausen zu ziehen, frage ich. «Doch, schon», sagt Vetter. «Aber meine Frau ist Schwedin. Schaffhausen wäre ihr zu schweizerisch.» Er macht eine Pause. «Und ich verkläre Schaffhausen auch, weil ich nie wirklich in der Stadt gewohnt habe. Ist das noch Heimweh oder schon Stockholmsyndrom?»

Vetter wuchs auf dem Land als Kind einer alleinerziehenden Mutter auf: zuerst in Schlattingen, dann in Beggingen, dann in Stein am Rhein. Viele der parodierten Figuren in seinen Sketchen sind von seiner Jugend in den Schaffhauser Käffern inspiriert, allen voran die Abfalldetektive in «Güsel». Darin wird Vetter zusammen mit zwei weiteren Herren zum Müllflüsterer.

Er will Leuten auf die Schliche kommen, die ihren Abfall illegal entsorgen.

Ich finde, es gibt kaum etwas, das Schaffhausen besser illustriert als diese Serie (zuma! sie auch in Schaffhausen spielt). Während der Dreharbeiten sei ein Ehepaar auf sie zugekommen und habe sich im vollen Ernst über den Abfall beschwert, der nicht richtig getrennt werde, erzählt Vetter. Also seien sie einfach in ihrer Rolle geblieben und hätten ihren Text weiter aufgesagt. «Sie haben es nicht gemerkt.»

Wir kommen auf die Facebookgruppe «Du bist ein Schaffhauser/in, wenn du ...» zu sprechen. Mit 14'500 Mitgliedern ist sie das grösste mir bekannte Leserbriefgemetzel. Dort fluchen erzürnte Ruedis in Grossbuchstaben über die SAUBANDE, die am Rheinufer wieder den ABFALL hat liegen lassen, nur um zwei Sätze später darauf hinzuweisen, wie SCHÖ unsere WEIHNACHTSBELEUCHTUNG ist. «In Schaffhausen akzentuieren sich die Archetypen», sagt Vetter.

«Es ist eine Mischung aus absoluter Gewaltbereitschaft und irrem Lokalkitsch. Und das ist einfach wundervoll.»

Das Gespräch mit Vetter lässt mich nicht los. Was fasziniert uns beide so an dieser Kleinstadt?

Ich liebe es, mich in den Beiträgen dieser Gruppe zu verlieren. Das letzte Mal, als ich dort stöberte, wechselten sich Bilder von Sonnenuntergängen ab mit Appellen, dass man hier gefälligst weniger fluchen sollte, GOPFERDAMMI. Die Nichtigkeit der

Probleme, die hier diskutiert werden, gibt mir das Gefühl, die Welt sei noch in Ordnung.

Gabriel Vetter muss weiter, er muss heute noch mit der «Schweizer Illustrierten» Minigolf spielen gehen. Ich bedanke mich und lasse ihn laufen. Aber das Gespräch mit Vetter lässt mich nicht los. Was fasziniert uns beide so an dieser Kleinstadt?

Ich spaziere hinauf in die Altstadt, und wie immer, wenn ich über etwas nachdenken muss und doch etwas Alltagshektik um mich herum haben möchte, setze ich mich ins Vordergässli. Es ist eines meiner Stammcafés.

Das Café Vordergasse ist wohl das bekannteste Café in Schaffhausen. Früher nannten es die alten Männer das Altfrauencafé. Heute ist es ein hippes Lokal, weil halt vegetarisch, noch bevor es cool war. Es hat keine Webseite. Parani, der Kellner, bei dem immer alles gut, aber streng ist, stellt eine Apfelschorle auf den Tisch.

Eine
Foto



öffnen, als Hobby, während zwei Strassen weiter Walmart, der grösste private Arbeitgeber der Welt, mittels eines Briefkastens Steuern vermeidet.

In Schaffhausen fängt auf eine komische Art alles an. Die LGBTQ-Aktivistin und neue Zürcher Nationalrätin Anna Rosenwasser wuchs um die Ecke auf. Hier lernte sie ihren militärvernarnten Ex-Freund kennen, bevor sie ins grosse Zürich ging, um Lesbe von Beruf zu werden (wie sie es formuliert hat). Hier erhielt SVP-Übervater Christoph Blocher den Auftrag, die Schweiz zu retten, nur um seinen Auftrag als Bundesrat später zu verlieren. Hier wuchs der berühmteste Schriftsteller der Schweiz, Erich von Däniken, auf, bevor er sich hinaus in die Welt aufmachte und (wie er seit bald zwanzig Jahren versichert) Kontakt mit Ausserirdischen aufnahm.

Gabriel Vetter sagte: «Alle Männer, die aus Schaffhausen kommen und etwas bekannt sind, sind verrückt. Ich ja auch. Und das hat etwas Beruhigendes. In einer Gesellschaft, in der alles optimiert werden will, gibt es Dinge, die man nicht ändern kann. *You can take me out of Schaffhausen, aber nicht Schaffhausen out of me.*»

**«Wir sind nicht nur im
Raum, sondern auch in
der Zeit beheimatet.»**

Wilhelm Schmid

Du kriegst Schaffhausen nicht aus mir raus, sagte Vetter. Ich bin mir aber nicht sicher, ob das auch für mich stimmt. Wenn mich die Leute in Zürich fragen, wo ich herkomme, klar, dann sage ich: Schaffhausen. Aber wenn mich die Leute in Schaffhausen fragen, wo ich herkomme, dann sage ich: Ukraine.

Mit sieben Jahren, Anfang 2003, zog ich in die Schweiz. Ich wurde in der Ukraine geboren, meine Wurzeln sind dort, das merke ich an meiner unschweizerisch direkten Art. Aber grossgezogen und sozialisiert wurde ich in Schaffhausen. Das merke ich, wenn ich mich über meine unpünktlichen Verwandten ärgere, die nichts so richtig auf die Reihe kriegen. Für sie bin ich die Schweizerin, für die Schweizer bin ich die Ausländerin. In diesem Zwiespalt bin ich mein Leben lang gefangen. Aber wo gehöre ich wirklich hin? Was ist meine Heimat?

Heimat zu definieren ist unglaublich schwierig und unglaublich einfach. Jemand, der das geschafft hat, ist der deutsche Philosoph Wilhelm Schmid in seinem Buch «Heimat finden». Auf vierhundert Seiten ergründet Schmid diesen Begriff aus jedem

möglichen Blickwinkel heraus. Als ich ihn anrufe, dampft Schmid das Heimatgefühl auf zwei Begriffe ein: Vertrautheit und Geborgenheit. «Das Gefühl von Vertrautheit und Geborgenheit zeigt einem, wo die Heimat ist.»

Laut Schmid können wir dank dieser Gefühle sehr viele Heimate gleichzeitig haben: Zum Beispiel kann eine Stadt, ein Mensch, eine Wohnung, ja sogar ein Jackett Heimat sein.



Nichts macht Heimat klarer als die Fremde, sagt der Philosoph Wilhelm Schmid.

Foto: Florian Spring

Der Aprikosenbaum, der in Omas Garten in Donezk stand und den ich jeden Tag hinaufkletterte, kann sich also genauso nach

Heimat anfühlen wie der Geschmack von Aromat, das in der Schaffhauser Agglomeration hergestellt wird.

«Aber wir sind nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit beheimatet», fährt Wilhelm Schmid mit weicher, dunkler Stimme fort. Er meint: Egal wie sehr ich das Gefühl habe, Schaffhausen sei meine Heimat, irgendwann wird wahrscheinlich eine Zeit kommen, in der es sich nicht mehr so anfühlt. Und zwar dann, wenn ich so lange weg war, dass ich mich in Schaffhausen fremd fühle. Wenn ich die Vertrautheit und die Geborgenheit, womit ich Schaffhausen in Verbindung bringe, in anderen Menschen und an anderen Orten gefunden habe.

Ein paar Tage nach meiner Apfelschorle im Vordergässli sitze ich in meinem anderen Stammlokal, in der Neustadt Bar. Dunkelblaue Wände legen sich schützend um mich, die hölzernen Tische sind schwer und schweigsam.

Irgendwann, das ist so sicher wie das jährliche Äschesterben im Rhein, wird der Mann mit dem Hund vorbeikommen. Es wird mir ein Küsschen geben, fragen, wie es mir geht. Er wird nicht bestellen müssen, weil alle, die hier arbeiten, wissen, dass er Prosecco auf Eis trinkt. Dann wird sein Hund ein Rädchen Salami bekommen, und er wird sich in den Raucherraum verziehen. Er wird nie den Weltfrieden herbeiführen, aber sein Besuch ist etwas, worauf ich mich verlassen kann und weswegen ich mich in dieser Bar noch nie einsam gefühlt habe.

In Zürich hingegen stolpere ich nur in überhype Pop-ups, um dann auf viel zu teure Negronis viel zu lange zu warten. Und wenn ich es wage, nach einem Glas Wasser zu fragen, gibt mir die Bedienung zu verstehen, dass ich dankbar dafür sein muss, dass mir nicht in den Drink gespuckt wurde.

In der Neustadt Bar ist es ein Abend wie jeder andere, und das liebe ich. Ich sitze an der Bar und schwitze, das Glas Prosecco mit Eis vor mir auch. Felix kommt rein, grüsst und macht einen Corretto, einen Espresso mit einem Schuss Brandy, stellt ihn

vor meine Nase, wir stossen an – Achtung, Augenkontakt! –, dann fragt er, wie es meiner Grossmutter geht. So fängt hier jeder Abend an.

Felix führt die Neustadt Bar zusammen mit Philipp. Sie werden oft für ein schwules Paar gehalten. Das sind sie nicht.



Prosecco auf Eis (keine Zürcher Preise): Reporterin Britsko in der Neustadt Bar.

Foto: Florian Spring

Ich lernte die beiden vor sechs Jahren kennen, als ich im Studium war und einen Job brauchte. Es passierte so, wie es in Schaffhausen immer passiert: betrunken an irgendeiner Party. Felix brauchte eine Aushilfe, und ich war gerade da. Ich half

einmal aus, dann noch einmal, und dann bin ich einfach geblieben. Wir wurden Freunde.

Seit ein paar Jahren habe ich einen anderen Job, aber trotzdem stehe ich mindestens einmal im Monat hinter der Bar. Ein bisschen ist dieser Ort zu meiner Familie geworden: Felix hat den «Tages-Anzeiger» abonniert, weil ich dort arbeite. Philipp nennt mich scherzhaft «meine Tochter», weil er den gleichen Jahrgang wie meine Mutter hat. Und er schneidet alle meine Artikel sorgfältig aus und legt sie in einem Mäppchen ab.

Ich weiss nicht, ob ich die beiden gut kenne. Aber ich weiss, dass Felix Halbwahrheiten zu grossen Wahrheiten weiterdichtet und sie den Gästen als Fakten verkauft, wenn ihm langweilig ist. Ich weiss, dass Philipp gerne klassische Lieder in Dauerschleife hört. Und wenn er jemanden mag, sagt er: «Du bist keine blöde Kuh. Mit dir würde ich in die Ferien fahren.»

Wenn ich in die Bar komme, ist es, als würde etwas von mir abfallen. Meine alltäglichen Probleme scheinen weit weg, und ich bin gelassener, irgendwie glücklicher.

Da munzig chliini Stuck Welt

Und mäenge empfinds

Scho fascht als Provinz

Dass ich mich an einem Ort wie der Neustadt Bar wie zu Hause fühle, liegt auch daran, dass ich die Bar in- und auswendig kenne. Ich kann dir sagen, wer von den Gästen zuerst die Karte sehen möchte und wer danach trotzdem einen gespritzten Weissen bestellt. Zu wissen, wie ich mich verhalten muss, gibt mir Sicherheit. Und daran merke ich, dass ich in der Provinz aufgewachsen bin.

Es gibt mittlerweile ein ganzes Forschungsfeld, das sich mit den Unterschieden zwischen Städten und Provinzlern beschäftigt.

Es fängt beim Wahlverhalten an und hört bei der Lebensgestaltung auf. Die typische Biografie einer Provinzlerin könnte so aussehen: aufwachsen, in die Grossstadt ziehen, ernüchtern und in einem gewissen Alter wieder in die Heimatstadt zurückkehren. Aber wieso kehren einige zurück und andere nicht?

Das fragte ich auch Gabriel Vetter in der Rhybadi. «So wie wir aufgewachsen sind, da musste man raus in die Welt, wo das Leben kompliziert ist, um es zu etwas zu bringen», sagt Vetter. «Aber du wusstest gar nicht wirklich, was du schaffen musst. Dieser Teil blieb immer abstrakt.»

Wer heute nach Schaffhausen zurückkommt, kriegt entweder Kinder und zieht aus finanziellen Gründen zurück oder hat genug von dem wilden Leben in der Stadt und möchte sich zur Ruhe setzen. Schaffhausen ist das Florida der Heimkehrer.

Und vielleicht ist das der Grund, warum ich noch nicht ganz zurück nach Schaffhausen gezogen bin. Es würde sich anfühlen, als hätte ich dieses Kaff nicht hinter mir lassen können. Als hätte ich versagt.

**In Schaffhausen bin ich
fortschrittlich. In
Zürich bin ich ein
«Landei».**

Heimatphilosoph Wilhelm Schmid sagte mir: «Nichts macht die Heimat klarer als die Fremde.» Nur wer die Heimat verlässt, kann spüren, wo sie wirklich ist. Und oft ist es eben der Ort, an den man die stärksten Erinnerungen hat. Ich rieche noch heute den Geruch der Turnmatte, bei der ich während meines ersten Kusses stand. Denn im Kindes- und Jugendalter werden die Ein-

drücke in einer Intensität gespeichert, die man später nicht mehr empfinden kann. «Sie werden niemals eine Heimat so kennen lernen wie in dieser Zeit», sagt Schmid.

Wie lange braucht jemand in der Ferne, um das Altbewährte schätzen zu lernen? Das spielt laut Schmid keine entscheidende Rolle. Vielmehr ist wichtig, die eigene Heimat immer wieder zu verlassen, um sie aufs Neue zu entdecken. Diese «Schaukel», wie Schmid es nennt, hilft, die Heimat klarer zu sehen. «Entscheidend ist, dass man einen Schwerpunkt bestimmt, also weiss, wohin man heimkehren muss. Sonst hat man immer das Gefühl, etwas zu verpassen.»

Dieses Gefühl kenne ich gut. Ständig pendle ich zwischen Zürich und Schaffhausen, ohne zu wissen, wo ich hingehöre.

Ich erzähle Philipp, dem Besitzer der Bar, von meinem Dilemma. Er verdreht die Augen. «Schreib mir doch eine E-Mail», sagt er und schenkt uns ein. «Weisst du, ich bin auch nicht Gott.»

Zuegä, du häsch statt Wolchechratzer Schüiterbiige

Zuegä, statt High Society blos Dameriige

Goots im Städtli usnahmswiis fidel und luschtig zue

Sinds bim Nööcherluege sicher Italiener

Meine journalistische Karriere begann bei den «Schaffhauser Nachrichten». Einer Zeitung, die gegen die erleichterte Einbürgerung der dritten Generation war, als diese 2017 an die Urne kam. Als ich zwanzig Jahre alt und glücklicherweise schon eingebürgert war, bewarb ich mich dort als Praktikantin. Ich war gerade vom Reisen zurückgekommen, musste ein paar Monate bis zum Studium überbrücken. Eine Kollegin sagte mir, die würden jeden nehmen.

Der damals Noch-nicht-Chefredaktor lud mich zum Bewerbungsgespräch und fragte, ob ich irgendeinen Text vorzeigen könne. Ich hatte keinen. «Irgendwas ...», wiederholte er, also zeigte ich ihm die erste Suddelseite meines Maturaufsatzes. Der Text hörte mitten im Satz auf, weil ich während der Prüfung merkte, dass ich langsam ins Reine schreiben musste.

Der Noch-nicht-Chefredaktor war nicht wählerisch, las aber mit strengem Blick. Er legte das Papier beiseite und fragte mich über Persönliches. Ich erzählte, dass ich bei einem Callcenter gearbeitet habe. Er stellte mich ein. Schaffhausen ist einfach. Die Hürden hier kommen mir niedriger vor als in Zürich.

Die Menschen, mit denen ich aufgewachsen bin, übernehmen die Stadt Stück für Stück. Sie leiten die guten Restaurants, veranstalten die angesagtesten Partys oder sind erfolgreiche Politikerinnen. Ich kenne immer jemanden, der jemanden kennt, der jemanden kennt. In diesem System bin ich gross geworden – und dieses System ist in mich gewachsen.

Gleichzeitig komme ich mir immer konservativer vor, weil ich dieses System in Zürich vermisse. Dazu gehören auch die politischen Diskussionen: In Schaffhausen habe ich mich zu einer Zeit mit Leuten befreundet, als wir noch apolitisch waren. Mit den meisten habe ich noch heute Kontakt. Ab und an gehen wir eins trinken, und je mehr Wein fliesst, desto lauter diskutieren wir. Aber das stört uns nicht. Ich finde es gut, dass wir nicht überall die gleichen Ansichten haben und dass wir uns trotzdem mögen. In Zürich habe ich das Gefühl, dass ich an diese Leute gar nicht so nahe rankommen kann, ohne in der eigenen Bubble als Verräterin zu gelten.

In Schaffhausen bin ich fortschrittlich, weil ich es toll finde, dass die Schaffhauser Festung Munot 2017 eine Wächterin bekam – zum ersten Mal in fast fünfhundert Jahren darf nun eine Frau in der runden Wohnung im Turm wohnen. Sie kümmert sich um die Damhirsche, die im Graben leben, macht Führun-

gen und muss täglich von 21:00 bis 21:05 Uhr von Hand das Munotglöcklein läuten.

Als diese Frau am 14. Juni 2019, also am Frauenstreik, das Munotglöcklein zum ersten und einzigen Mal in der Geschichte des Munots absichtlich schweigen liess, brach ein Drama im Städtli aus. Der Stadtrat rügte die Munotwächterin, belies es aber dabei. Recht bald beruhigten sich die Leute wieder.

In Zürich bin ich ein Landei, weil ich solche «Dramen» gelassen nehme. Wer keine Steine in Schaufenster schmeisst, ist in Zürich ein Kapitalistenschwein. Wer in Schaffhausen dem lokalen Metzger das Schaufenster mit einem Stein einschlägt, muss für immer Coop-Bratwürste essen.

In Schaffhausen werden Meinungsdivergenzen oft etwas lockerer genommen, weil man es lockerer nehmen muss. Weil es nicht so viele Orte gibt, um einander auszuweichen. Man kann sich zwar gegenseitig an den Karren fahren, muss sich danach aber trotzdem die Hand schütteln. Alle wissen: Am Schluss musst du wieder zusammen Bier trinken. Tust du das nicht, wird dein Leben zur Hölle.

**Wenn du in
Schaffhausen einmal
jemand bist, dann
bleibst du es eine lange
Zeit, egal ob du es
möchtest oder nicht.**

Ich habe schnell gemerkt, wie diese Strukturen funktionieren, darum habe ich vor allem gute Erinnerungen an meine Zeit in Schaffhausen. Aber es gab immer auch einen Unterschied zwi-

schen mir und den «richtigen» Schaffhausern. Das machte mir der damalige Gymirektor deutlich, als ich ihm sagte, dass ich irgendwann vielleicht an der Universität dozieren möchte und er mich mit grossen Augen ansah und erwiderte, dass ich dafür aber «wirklich sehr lange studieren» müsste.

Solche Situationen gab es viele, ich habe sie meistens ignoriert. Dabei habe ich noch Glück gehabt, dass ich als Migrantin weiss und weiblich bin. Dunkelhäutige geflüchtete Männer haben es in Schaffhausen schwerer, wie die «Schaffhauser AZ» Ende 2017 aufgedeckt hat: Nur in zwei von sechs Clubs wurden dunkelhäutige Geflüchtete, die als Männergruppe unterwegs waren, reingelassen. Bei den anderen wurden sie etwa unter dem Vorwand einer geschlossenen Gesellschaft weggeschickt. In Schaffhausen wählten eben erst 39,1 Prozent die SVP.

Wenn du in Schaffhausen einmal jemand bist, dann bleibst du es eine lange Zeit, egal ob du es möchtest oder nicht. Ein Freund, der an seinem ersten Tag in der Kanti zwei Lollis verteilt hat, trägt seither den Übernamen «Lolli». Ich hingegen war mein Leben lang «die Ausländerin», obwohl ich mich mit fünfzehn Jahren habe einbürgern lassen. Damit ich zur «Ukrainerin» wurde, hat es weitere zwölf Jahre und einen Krieg gebraucht (zwischendurch war ich «die Russin»).

Und wänn au uf em Globus

Nienet-wo din Name stoot

Bisch du doch en Ort

Wo sichs guet läbe loot



uns zwar noch vor Augen steht, die aber nicht mehr da ist. Sie existiert allein in unserer Erinnerung – und wir erinnern uns wehmütig.

Heimat, denke ich, während ich in der Bar sitze, ist immer nostalgisch, immer ein Zustand von Verklärung, nie von Realität.

Meine Bekannten in Zürich verklären den Idaplatz. Das Quartier rund um diesen Platz ist so was wie der Prenzlauer Berg von Zürich. Täglich führen hier hippe junge Leute ihre Kreativität spazieren. Ich höre sie, wie sie diesen Platz in den Himmel loben (es sei so gemütlich hier, der Platz lädt förmlich zum Verweilen ein). Der Idaplatz ist ein Kiesplatz.

Ich nehme einen grossen Schluck Prosecco.

Je komplizierter und anstrengender das Leben wird, desto mehr sehne ich mich nach Räumen, in denen ich die Spielregeln kenne. Gabriel Vetter sagte zu mir in der Rhybadi: «Ich habe Angst, dass meine Sehnsucht nach Schaffhausen eine komische Manifestierung der konservativen Rückorientierung ist, die politisch stattfindet. Quasi nicht mehr Genderstern, sondern Bratwurst.»

Diese Angst habe ich auch.

Ich habe Angst, dass ich zurück nach Schaffhausen will, weil ich immer mehr zu einem Bünzli werde. Dass ich irgendwann auf dem Emmersberg lande mit Haus und Garten und Trampolin. Dass ich mich in Schaffhausen, wo ich weiss, wie alles läuft, auf eine dumme Art überlegen fühle. Dass ich lieber ein grosser Fisch in einem kleinen Rhein bin, aus Angst, im grossen Zürich zu versagen.

«Das tut mir leid», entgegnet Wilhelm Schmid, als ich ihm davon erzähle. «Aber das ist der Lauf des Lebens.» Leben, fährt Schmid fort, sei ein Verlust an Kraft. Je älter wir werden, desto weniger Kraft bleibt übrig. Also tendieren wir dazu, die Kraft gezielt einzusetzen, und werden so automatisch immer konservativer. «Konservativ sein ist nicht kraftaufwendig. Fortschrittlich sein schon.»

In einer Ode an Schaffhausen für das Online-Magazin «Vice» schrieb ich vor acht Jahren: «Ich werde irgendwann weiterziehen. Es liegt nicht an dir, Schaffhausen, es liegt an mir. Ich hoffe, wir können trotzdem Freunde bleiben.» (Bei «Vice» können Sie meinen Text von damals nachlesen.) ↗

Vielleicht gelten diese Worte jetzt für Zürich.

Und vielleicht kann ich darum noch nicht nach Schaffhausen zurück. Aus Angst, dass Orte wie dieser Ida-Kiesplatz bereits zu

meinem neuen Schaffhausen geworden sind.

Sascha Britsko ist Reporterin bei «Das Magazin».

Sascha Britsko arbeitet als Reporterin bei «Das Magazin» und im Ressort Zürich Politik & Wirtschaft des «Tages-Anzeiger». Sie hat Journalismus und Organisationskommunikation an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften studiert. [Mehr Infos](#)

✕ @saschulius

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

37 Kommentare